

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 63.

Freitag, 4. März

1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülsen

10. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Er schweigt plötzlich, hinüberspähend, zusammenge-
drückt, als erwarte er einen Blitsschlag. Noch nie hat er
so gesprochen . . .

Der Vater sitzt unbewegt, die Arme in den weiten
Ärmeln auf das längliche Kissen aufstützend, wie oft-
mals, wenn er dem Schreiber diktirt. Nun gebraucht er
gelassen das Schnupftuch, das im vierbeinigen Korbge-
stell neben dem Tische liegt. „Weiter!“ Obwohl die
Stimme leise, klingt es wie ein Befehl.

„Lieber Vater“, sagt August . . . die Kehle ist ihm
trocken, er gleißt rasch den Rest seines Glases hinunter,
„verzeihen Sie mir — einmal muß das heraus, ich er-
sitze sonst noch dran! Glauben Sie nicht, daß ich Sie
beswegen weniger liebe, verehere, ich gehöre ja Ihnen
ganz allein zum Eigentum — so war es immer —, ich
habe mein ganzes Leben für Sie hingegeben, jeden
Tag . . . und freudig, Vater! Ich habe darunter ge-
litten, daß ich niemals ich selbst sein . . . aber dennoch
freudig, Vater, das wissen Sie! Sie wissen ja alles!
Sie wissen auch, daß es schwer ist, Ihr Sohn zu sein!
Daß es unendlich viel . . . daß es immerwährenden
Verzicht bedeutet! Lobnen Sie nun nicht all meine
Treue und Hingabe, indem Sie — an Mutters Stelle
— dies Kind —“ Er stockt, die Stimme birzt ihm.

Schweigen im Zimmer. Der Vater steht langsam
auf von seinem Platz, schwerfällig, ein alter Mann —
und war doch all die Tage so beweglich und leichtfüßig!
Er wandelt im Zimmer umher, bleibt am Ofen stehen,
die gespreizten Hände gegen die erhaltenden Rachen ge-
preßt. Weiß leuchtet sein Schlafrock im Schein der
beiden Wachskerzen. Er antwortet nicht, sein Gesicht ist
verschlossen und undurchdringlich.

Viele Minuten dauert das, quälende, zerrrende Mi-
nuten, die schwer hintropfen wie flüssiges Blei. Dann
schiebt plötzlich August mit einer leidenschaftlichen Be-
wegung den Stuhl zurück, schiebt das leere Glas weg,
reckt sich hoch hinter dem Tisch. „Sie würdigen mich
keiner Antwort! Gut, bleiben Sie in Ihrem Schweigen,
ich weiß es mir nur allzusehr zu deuten! Aber ich —
ich will nicht schweigen! Vater, ich sage Ihnen, wenn
Sie das tun — wenn Sie so wenig Rücksicht nehmen —
Mutters Platz so wenig heilig halten — wenn Sie mich
zwängen wollen, dies Fräulein — nein, nein, dann
mögen Sie selber zusehen! Dann werfe ich alles hin
und nehme Ottilie und die Kinder und gehe — gehe fort
von hier —“

„Schweige!“ ruft der Vater — nur dies eine Wort,
aber es hallt lange nach wie Donnergröllen, es läuft
immer noch an den Wänden des kalten Zimmers umher
und kann nicht enden.

August hat sich gebückt. Da der Vater die im Schmerz

zusammengepreßten Augen öffnet, ist er allein. Er fährt
sich mit der Hand über die Stirn, den Spuk wegzur-
wischen. Langsam geht er hinüber in die kleine kalte
Schlafkammer. Aber auf der Schwelle hält er noch ein-
mal inne. „Ulrike . . .“ flüstert er. Dann greift die
Hand nach dem Klingelzug überm Bett: Stadelmann
soll kommen!

Über die Angelegenheit wird nicht mehr gesprochen,
der so jäh geendeten Unterredung im nächtlichen Ar-
beitszimmer nie mehr erwähnt. Durch Freund Wal-
dungen, den er manchmal im wechselnden Turnus des
Hofdienstes trifft, erfährt August, daß des Großherzogs
Königliche Hoheit, die ja gleichfalls den Sommer in
Marienbad verlegt, für den Vater bei Frau von
Levechow den Freierwerb gemacht habe: er soll der
jungen Dame eine Rente von zehntausend Talern jähr-
lich, ein Schloß in der Residenz und sogar den Titel
Exzellenz versprochen haben . . . es ist alles Gerücht,
niemand weiß etwas Genaues.

Vorsichtig wird geklatscht, denn bei Hofe sind die
Wände dünn: und doch so vorsichtig nicht, daß nicht
August alles erfahre — wie er damals alles erfahren,
was über ihn und Ottilie Pogwisch geklatscht wurde,
damals, als er noch um sie warb, als dies Duell noch
hinter der Szene im Gange war. Er erfährt, wie der
„verliebte alte Herr“, wenn er in der Brunnenallee die
Stimme seiner lächerlich jungen „Dulzinea“ gehört,
immer sofort den Hut genommen habe und zu ihr hinge-
eilt sei . . . wie man ihn tagtäglich mit ihr habe lust-
wandeln sehen, unter respektvoll belustigtem Tuscheln
aller Badegäste von Marienbad, darunter sehr hochge-
stellter Personen . . . wie der „verliebte Vater“ den
vier Damen sofort nachgereist, als sie nach dem Karls-
bade übergestedt . . . und wie er sich schließlich auf der
Rückreise im Wagen seinen späten Johannistrieb mit
einer Sofe à la Levechow, bestehend aus gefühlvollen
Versen, angerichtet, die er streng geheimhalte, „als wie
ein Eroticon“ . . .

Das bekommt August tropfenweise zu hören, Wal-
dungen trägt es ihm freundschaftlich zu, oder er kann es
sich aus allerlei versteckten Anspielungen des immer
mofanten Hofmarschalls Grafen Edling herausrütteln.
Er bringt es nach Hause, ins Schiffchen, erzählt es
ärgerlich Ottilie — Ottilie lächelt nur. Nein, sie kann
beides nicht, nicht richten und nicht ärgerlich werden, sie
weiß um die Fragwürdigkeiten und Lächerlichkeiten aller
Leidenschaft . . .

Das Gespräch mit dem Vater, der im hinteren Hause,
wo jetzt vor den Fenstern die Bäume und Sträucher
des Gartens am Morgen manchmal schon Raubreif
tragen, mit dem jungen Edermann, den Schreibern und
dem Diener sein abgeschlossenes Leben führt und nur hin

und da Professor Niemer und Sekretär Kräuter in Bibliotheksangelegenheiten zum Vortrag oder den Herrn Kanzler freundschaftlich zum Glase Wein bei sich sieht — das peinliche Gespräch erneuert sich nicht, findet keine Fortsetzung: Gott sei Dank! denkt August; und dennoch hat er eine unbestimmte Angst in den Gliedern — obwohl er auch wieder, so oft er den Vater sieht, um ihm die immer wachsende Repositur der Skripturen zu erläutern oder mit ihm die Sammlungen der Münzen und Mineralien durchzugehen, ein Gefühl hat, als habe Blitz und Donner die Atmosphäre gereinigt. Von einem Besuch der Damen ist nicht mehr die Rede; aber durch Stadelmann, der zwischen des Vaters Wohnung und dem Schiffchen so manches hin und her trägt, weiß August, daß ein Brief mit dem Leveghowschen Siegel aus Dresden eingetroffen ist — und bald darauf ein anderer hinausgegangen, adressiert: „Ihrer Hochwohlgeboren, der Freiin Fräulein Ulrike von Leveghow.“ — Augenblicke gibt es, in denen er unter Schauern ahnt, was den Vater dieser Brief gekostet.

Auch als die schönen Polinnen kommen, Madame Maria Sczmanowska mit ihrer Schwester Kasmira, und abends zur Tafel geladen sind, spricht man zwar von der Baronin Leveghow und ihren drei Töchtern, beiläufig, wie von ein paar Arabesken im Rahmen einer bunten Seidenstickerei, die „Sommer an den Wassern von Marienbad“ heißt — aber kein Wort über einen Besuch hier selbst.

Große Gesellschaft im Hause am Frauenplan zu Ehren der polnischen Damen! Schon am Vormittag ist der Flügel im blauen Salon gestimmt worden, wo der Riesenkopf der Juno in seiner makellosen Weiße strahlt — und der kleine Walther, der schon gern selber ein bißchen kimperte, hat sich hereingeschlichen und zugehört —, abends sind alle Fenster des ersten Stods festlich erleuchtet, die Flucht der Räume glänzt von Lampen und Lichtern, der Herr Geheime Rat trägt den großen Silberstern des Falken auf dem feinen schwarzen Rock und die goldene Busennadel im weißseidenen Halstuch, das ganze Haus ist lebendig, die Gäste drängen sich über das „Salve“ der Schwelle. Alles, was auch nur zum weiteren Kreise der Freunde gehört, ist gebeten, Stadelmann ist mit einer langen Liste der zu invitierenden Personen durch die Stadt gegangen. August weiß, daß der Vater mit diesem Empfang die Aufmerksamkeit der Sozietät auf die Virtuofin lenken will, die nötig ist, um den Saal des Stadthauses zu füllen, wo sie nach Wochenfrist ein Konzert geben wird.

Nachdem man im Stehen, im Umherwandeln eine Tasse Tee genommen und leichtes Gebäck dazu geknabbert hat, führt der Vater Madame Sczmanowska galant zum Flügel, wo die Schwester schon sitzt, bereit, die Noten umzuwenden — und die Brandung der vielen Stimmen verfließt respektvoll.

August versteht nicht viel von Musik, er würde sich vielleicht langweilen an diesem Festabend, wenn die Polin, deren Hände dort im Reiche der schwarzweißen Kunst Zauberspiele spielen, nicht ein so vertauselt schönes Weib wäre: rassist, blauschwarzes Haar, Augen voll Feuer, üppige Schultern, die sinnlich glänzen.

Aber Ottilie ist hingerissen von ihrem Spiel, ihrer meisterhaften Fertigkeit, ihrer Anmut, ihrer Kraft, ihrer Phantasie — sie hält sich, sie und Adele, dicht neben dem Vater, der auf einem unbequemen Stuhle sitzt und lauscht. Verstoßen steht sie an ihm empor, sieht an seinem Lid in der tiefen Falte unter dem Auge ein seuchtes Glänzen, hascht von seinen kaum bewegten Lippen ein paar gemurmelte Silben: „... den Götterwert der Töne und Tränen“ — sie muß es gleich darauf Charles erzählen, der auch mit einer Menge von Engländern geladen ist, und den ihr rascher Augenwink vom Gespräch immer begleite. Dort sitzen sie unter dem Bilde des Herzogs von Urbino und sprechen flüsternd miteinander — und Ottilie muß denken, wie sie an ihrem Hochzeitabend hier mit Adele gesessen und von Ferdinand Heintze gesprochen hat, dem das Bild über ihnen so magisch gleicht. Kreißelspiel des Lebens, süß, berauschend, lebenswert! Ach, mit wem wird sie noch hier sitzen, das

Herz voll Blut, und sich an diesen Abend erinnern, da neben ihr Charles gesessen hat, sein Knie zärtlich an das ihre drückend?

Für einen Augenblick erscheint der Vater in der offenen Tür; er nickt ihnen mit abwesendem Blicke zu und geht wieder.

Ein paar Tage später — Ottilie ist mit Charles in ihrer Wohnstube, über ein Buch gebeugt, und ihre Köpfe sind nahe aneinander, daß die weichen Härchen sich berühren —, da klingt nebenan plötzlich der wohlbekannte schurrende Schritt.

„Ach fahren sie auseinander — Ottilie ist schon an der Tür: „Kommen Sie herein, lieber Vater! Welch ein Glück, daß Sie mich wieder einmal besuchen! Wohl seit einer Woche haben Sie sich uns entzogen!“ Sie rückt mit leichter Hand einen Sessel zurecht, lächelt Charles noch einmal zu, dessen Gesicht wie mit Blut übergossen ist.

„Oh, du bist nicht allein, Kindchen“, sagt der Geheime Rat und reicht dem jungen Manne gütig die Hand. Er schätzt ihn ja, hat ihn selbst in der Zeit, da er weder August noch Ottilie sah, nach der Auseinandersetzung, einmal zu sich rufen lassen, um die Einzelheiten von Lord Byrons Expedition nach der Insel Kephalonia zu hören. Unterm Arm, steht Ottilie, trägt der Vater die Mappe aus blauem Maroquin, die sie für ihn gefertigt hat; ein gelbseidenes Bändchen hängt heraus.

„Mister Sterling und ich lesen ein wenig. Sehen Sie, Vater, es ist Ihr Werther, den wir lesen...“ Mister Sterling hat schon so gute Fortschritte im Deutschen gemacht, bald wollen wir zum Tasso übergehen, bald kann man ihm Verse zumuten...“

Der Vater hat ein mildes Lächeln im Gesicht. „Da er hier ist, sollen sie ihm heute schon zugemutet werden“, sagt er und, indem er die Mappe vor sich auf den Tisch legt, neben den aufgeschlagenen „Werther“: „Ich komme Dir etwas Gutes zu zeigen. In einigen Tagen sollst du mir darüber weisagen.“

Begierig greift Ottilie nach dem Heft. „Elegie“ ist in goldenen Buchstaben darauf eingepreßt. Ein paar Bogen starkes Belin liegen darin, von der seidenen Schnur zusammengehalten, mit eigener Hand hat der Vater sie in seinen großen, festen, klaren lateinischen Lettern geschrieben.

„Nein — das müssen Sie uns selber lesen, liebster Vater, bitte, bitte!“ ruft sie — und ihr Herz zieht sich zusammen vor Wonne über dies kleine Wörtchen: uns.

„War auch die Absicht“, schmunzelt der Vater, „schade nur, daß der pikante Patron nicht zu Hause ist, es wäre, denk' ich, eine hübsche Antwort auf seine Lamentationen gewesen.“ Und er nimmt die Mappe aus ihren Händen, blättert sie auf dem Knie auf und beginnt zu lesen; aber oft und oft irrt sein dunkelndes Auge über den Rand der Blätter hinweg; während die Stimme spricht; er weiß es ja auswendig, hat es sich tausendmal vorgesprochen, jedes Wort, jede Zeile ist ja mit dem glühenden Prägestempel in sein Herz gebrannt, und wenn er noch vierundsechzig auf seine vierundsechzig türmte, er würde es auswendig wissen...

(Fortsetzung folgt.)

An jedem Weg.

An jedem Weg begrüßt auch dich
Von einer Freude holder Klang.
Und lockt dich sanft und schmeichelt sich
In deine Seele wie Gesang.

Du mußt nur lauschen voll Begehr
Und immer wandern zielbedacht.
Und manche Last ist nicht so schwer,
Wenn dich die Freude fröhlich macht.

Und wenn dir manchmal auch die Zeit
So kalt erscheint und hoffnungslos, —
Bald leuchtet in die Dunkelheit
Die Sonne wieder hell und groß.

Franz Dingia.

Standhafte Gäste.

Von Heinz Welten.

Eine seltene Kunde kommt aus Böhmen:

„Für das Einfangen und für das Vernichten der Bisamratten sind von der Regierung hohe Prämien ausgesetzt worden. Auch wurden besondere Jäger angestellt, die unter den schädlichen Tieren gründlich aufräumen werden. Schon jetzt bringen es manche von ihnen auf 200—300 Stück im Monat. Wir können hoffen, unser Land in absehbarer Zeit von der gefährlichen Landplage frei zu bekommen.“

Die Bisamratten — eine Landplage! Noch nicht drei Jahrzehnte sind verflossen seit jenen Tagen, da alle Welt in Böhmen voll war des Lobes über die anspruchslose, bescheidene Bisamratte — sie nährt sich angeblich nur von Schilf und Röhricht — und die doch ein so prächtiges Fell besitzt. Sie ist in Kanada zu Haus und wird dort ihres Pelzes wegen eifrig gejagt. Die Bisamjäger haben ein gutes Einkommen. Denn die Felle stehen hoch im Preis, und sie sind so begehrt, daß die Jäger der Nachfrage kaum genügen können.

Wie klug war es daher von jener alten böhmischen Gräfin, daß sie Bisamratten in den waldreichen, gebirgigen Gegenden Böhmens aussetzen ließ, um der armen Bevölkerung eine neue Einnahmequelle zu verschaffen. Die Bisamratten würden sich, zumal in der Nähe von Teichen und Seen, bald vermehren, und dann konnte die Jagd auf die wertvollen Pelztiere angehen. Ein Paar derber Wasserstiefel, damit der Jäger dem meist am Wasser bauenden Tiere in sein Gebiet folgen konnte, eine aus Draht und Holz selbstgefertigte Kastenfalle und ein derber Stod bildeten die ganze Ausrüstung, die auch der Armste ausbringen konnte. Auch brauchte man nicht lange zu warten, ein bis zwei Jahre vielleicht. Dann mußten die hundert Bisamratten, die ausgesetzt worden waren, sich so vermehrt haben, daß man schon eine gute Anzahl fangen konnte, ohne befürchten zu müssen, die Tiere wieder auszurotten.

Die klugen Leute — denn natürlich hätte die alte Gräfin ihr gutgemeintes Werk nicht durchführen können, wenn sie von der Regierung und den Behörden nicht im reichsten Maße unterstützt worden wäre — hatten nicht daran gedacht, daß die Bisamratte außer den genannten guten Eigenschaften auch sehr viel unangenehme besitzt, und daß diese überwiegen. Sie ist, wie alle Ratten, ein Wühl- und Ragetier, sie legt ihre Höhlen mit Vorliebe an Teich- und Flußufer an; sie unterwühlt und durchsticht in unermüdlicher Arbeit auch die stärksten Dämme, entwässert so die Teiche und verursacht das Absterben der Fische. Sie verursacht sogar Dammbrüche, sie entwirrt am Ufer die stärksten Bäume dadurch, daß sie sie unterwühlt, und sie bringt selbst den Eisenbahnverkehr in Gefahr, wenn sie durch die Bahndämme ihre Gänge gräbt. Daran hatte man nicht gedacht, und das war der erste Fehler in der schönen Rechnung.

Der zweite Fehler lag in der vordem als überaus wertvoll gepriesenen Fruchtbarkeit, die so gewaltig ist, daß auch die eifrigsten Jäger dagegen versagen. Und da die Bisamratte — wie jede Ratte — sich durch einen starken Wandertrieb auszeichnet, blieb sie nicht lange in dem Gebiet, in dem sie ausgesetzt worden war, sondern sie begann — durch Nahrungsmangel gezwungen — auszuwandern, sich neue Gebiete zu erobern. Nach allen Richtungen der Windrose hin breitete sie sich aus. Es gab keine Möglichkeit, sie aufzuhalten. Sie wanderte auf der Landstraße, über Felder und Wiesen, sie durchschwamm die breitesten Seen, die reichendsten Flüsse. Und der Nutzen?

Er ist gleich Null. Denn — und dies war der dritte und schwerste Rechenfehler — die Hoffnung auf den wertvollen Pelz hat sich nicht erfüllt. Wohl besitzt die lanabische Bisamratte einen sehr wertvollen Pelz. Aber — in Kanada! Die Natur ist eine sehr sparsame Hausfrau, die jedem ihrer Kinder nur das mitgibt, was es notwendig braucht. In den strengen Wintern Kanadas hat die Bisamratte einen guten Pelz notwendig, doch nicht in dem weit wärmeren Böhmen. Hier wurde der Pelz bald dünn und wertlos.

Bis in das Mittelalter hinein reicht die Geschichte der mißglückten Einbürgerungsversuche, eine Geschichte, die lustig zu lesen wäre, wenn der Schaden nicht oft so groß gewesen wäre, daß einem das Lachen vergehen kann. Schon im 16. und 17. Jahrhundert pflanzten Spanier und Holländer auf einsamen Inseln Ziegen anzusiedeln, damit Schiffbrüchige, die sich auf jene Eilande retteten, mit Fleisch und Milch versorgt würden.

Aber auch dieses gutgemeinte Werk ging übel aus. Denn die Ziegen sind überaus genäßliche Tiere, die mit Vorliebe an den jungen Sprossen knabbern und die, wenn niemand sie hindert, auch die stärksten Bäume zum Absterben dadurch bringen, daß sie beständig die jungen Triebe

abnagen. So wurden die stattlichen Wälder jener Eilande sehr bald vernichtet. Und mit den Wäldern ging das Unterholz zugrunde, das im Schatten der Bäume wuchs, gingen die Vögel ein, die in den Zweigen genistet hatten und die Insekten, die ihre Nahrung aus dem Vogelnest gezogen hatten.

Auch die Amerikaner, denen wir das Danaergefährte der Bisamratte danken, haben für eine mißglückte Einbürgerung einmal viel Lehrgeld zahlen müssen. Damals als sie aus Europa den Sperling holten. Denn einst gab es in USA. keine Sperlinge. Erst in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts kamen kluge Leute in Brooklyn auf den Gedanken, Sperlinge zu importieren, die ihnen die Raupen wegfressen sollten, die sich überaus zahlreich vermehrt hatten und die Ernte gefährdeten. Im Jahre 1850 kamen die ersten Sperlinge, acht Pärchen, die im Brooklyn-Institut gepflegt wurden, doch — infolge falscher Behandlung — bald eingingen. Im Jahre 1852 kam aus England reichlicher Ersatz, der den Winter überstand und im Frühjahr auf dem Greenwood-Cemetery, einem Friedhof, ausgesetzt wurde. Auch Philadelphia machte das gleiche Experiment, um die von Raupen bedrohten Ahornwälder, den Stolz der Stadt, zu retten.

Zehn Jahre später, im Jahre 1875, forderte das Landwirtschaftsamt in Washington die Farmer auf, Vorschläge einzubringen, wie man die Spaghenpest am wirksamsten bekämpfen könne! Denn die Sperlinge hatten die auf sie gesetzten Hoffnungen in keiner Weise erfüllt. Sie hatten sich um die Raupen nicht gekümmert, sondern es vorgezogen, die Weinberge, die Getreidefelder und die Obstbäume zu plündern. Und da sie in den ersten Jahren eine sehr große Schonzeit genossen, hatten sie sich überaus vermehrt.

Die Menschen sind nicht immer klug, wenn sie vom Ratshaus kommen. Aber die schlimmen Erfahrungen der Amerikaner mit den Sperlingen sprachen, schrieben, lachten alle. Dennoch machten die Australier den Amerikanern das Experiment nach, natürlich mit dem gleichen Erfolg. Sie machten sogar ein paar Jahre später noch einen zweiten, ähnlichen Versuch: sie ließen Kaninchen aus Spanien kommen und setzten sie im australischen Busch aus, um dem Mangel an frischem Fleisch abzuwehren, der in diesem wildarmen Gelände schwer empfunden wird.

Pflichtschuldig kamen die Kaninchen der ihnen gestellten Aufgabe nach. Sie bürgernten sich ein, sie vermehrten sich. Sie vermehren sich noch immer dank der ihnen innewohnenden, gewaltigen Fruchtbarkeit, die so groß ist, daß kein Abschluß sie einzudämmen vermag. Und da die Kaninchen gute Wühler sind, trefflich Gänge und Gräben und Höhlen zu graben verstehen, unterminierten sie in kurzer Zeit große Strecken Landes, die für jede Bebauung unbrauchbar wurden. Sie breiteten sich nach allen Seiten hin aus, drangen bis in die Stadtgebiete vor und unterwühlten auch dort den Boden.

Die Australier wären froh, wenn sie die Kaninchen los werden könnten, so froh wie die Amerikaner, wenn sie den Sperlinge ledig würden, so froh, wie wir Europäer, wenn uns die Bisamratte wieder verlassen würde. Doch nirgendswo erscheint der alte Meister, der durch ein „Besen, Besen, seid's gewesen!“ den Spuk wieder bannt.

Ein chinesischer Armeebefehl.

„In keinem anderen Lande genießt die Bildung so viel Achtung und Ehre, bringt so viel Nutzen und trägt so hohe Belohnungen ein, wie in China; auf ihrer schwanken Leiter, die breit am Fuße, schmal an der Spitze ist, kann der Sohn des ärmsten Bauern zu den höchsten Stellungen in nächster Nähe des Thrones emporsteigen; und so groß ist die Verehrung für die Schriftzüge, die einfachen Übertragungsmittel des Gedankens, daß es als Entweihung gilt, auf ein beschriftetes oder bedrucktes Blatt Papier zu treten.“

Diese Sätze schrieb Europas bester Kenner chinesischer Kultur, Sir Robert Hart. Auch über das Rechtsempfinden der Chinesen schrieb er:

„Wenn ein Streit entsteht, so ist es die Berufung auf das Recht, die ihn schlichtet, denn dreißig oder mehr Jahrhunderte haben dazu beigetragen, dieses anerkannte oder vererbte Rechtsbewußtsein zu bestärken, und so mächtig ist dieses Gefühl, daß, um ihnen etwas als Recht darzustellen, es von einer Macht getragen sein muß, die mehr als Schreden einzuflößen im Stande ist.“

Aus diesen Worten mag sich vielleicht der Widerstand erklären, den die Chinesen dem eindringenden Japaner entgegensetzten.

Es sei an den Krieg 1894 erinnert, den China damals um Korea mit Japan führte.

Aus dieser Zeit stammt ein Armeebefehl des Kaisers

Sema, der Einbild gibt in die Seele eines Volkes, das fern von der übrigen Welt für sich dahin gelebt und seine eigene Kultur entwickelt hat.

Der Armeebefehl, der im siebten Bande der „Mémoires concernant l'histoire des Chinois“ aufgezeichnet ist, lautet: „Ein Heer darf sich unter keinen Umständen mit einem Mafel beflecken, denn von seinem Verhalten hängt Ruhm oder Schmach des Volkes ab, für das es kämpft.“

Nichts wertvolleres lebt unter dem Himmelslicht, als der Mensch; deshalb sollt ihr sein Blut schonen und sein Leiden möglichst verkürzen.

Ihr seid vom Himmel zu Werkzeugen der Rache erwählt; zieht euch nicht selbst durch Missetaten die Rache des Himmels zu.

Kämpft tapfer, aber auch vorsichtig, seid stark, doch nie grausam!

Bergeht in Feindesland nicht die Ehrfurcht vor den dort waltenden Geistern, die euer übles Tun betrüben könnten.

Weidet auf eurem Marsch die bestellten Felder, schonet die Wälder, die fruchttragenden Bäume, die Kuckpflanzungen, die Haustiere, das Ackergerät und alles notwendige Werkzeug.

In eroberten Städten dürft ihr nicht die Mauern zerstören, die Kunstwerke vernichten, noch den Bürger seiner Habe berauben.

Greifen und Kindern zeigt euch hilfsreich und hütet euch, Wehrlose anzugreifen.

Verwundete Feinde sind zu pflegen und nach ihrer Genesung mit reichlichem Fehrgeld in die Heimat zu senden, damit sie dort für eure Menschlichkeit zeugen.

Jedem, der fliehen will, sollt ihr Zeit zur Flucht lassen.

Habt ihr feindliche Krieger gefangen, so habt ihr in ihnen nicht mehr die Gegner, sondern nur noch die Menschen zu sehen.“

Das kann nur ein Mann von ganz ungewöhnlicher Geisteskultur geschrieben haben, und es wäre des Wissens wert, ob die heutigen Armeebefehle der Chinesen noch von den gleichen Gedanken getragen sind.

Begebenheiten.

Heiteres von Jo Hanns Mödler.

Des Dentisten* Dottergroll's Dentistentafel an der Haustür ist das Ziel angeheiterter Studenten. Immer wird sie in nächstlicher Stunde von den jungen Menschen abgerissen und im jugendlichen Übermut anderswo aufgebaut. Das war schon immer so, das hat man schon vor zwanzig Jahren in der kleinen Universitätsstadt so getrieben und treibt es auch heute noch. Wenn Dottergroll einen erwischt, schleppt er ihn auf das Gericht. Und jedes Jahr erwischt Dottergroll einen. Jetzt hatte er wieder einen unglücklichen Studenten.

Dottergroll trat an die Barre als Zeuge.

Der junge Amtsgerichtsrat fragte: „Erzählen Sie uns den Vorfall, Herr Zeuge! Wie war das?“

Dottergroll sah den Amtsgerichtsrat lange an. Dann sagte er: „Was soll ich da groß erzählen? Es war genau dieselbe Sache, wie damals vor zehn Jahren, als ich Sie erwischt habe, Herr Amtsgerichtsrat.“

Seit Wochen regnete es in Strömen. Alle Welt sprach nur von dem Regen. Nur Runk's nicht. Runk's redete überhaupt nicht. Kein Wort war aus ihm herauszuholen. Runk's saß stumm und feix.

„So sagen Sie doch wenigstens etwas über das Wetter!“ mahnte ungeduldig die Hausfrau.

Runk's antwortete: „Meine Ansicht über dieses Wetter kann ich wirklich nicht in Damengesellschaft aussprechen.“

Otto muß eine Reise reisen. Von Niesä nach Niga. Ottilie, sein Eheweib, packt den Reisevorrat.

„Und dann habe ich Dir eine Flasche Kognak eingewidelt“, verrät sie ihrem Mann beim Abschied, „damit Du Dich unterwegs stärken kannst. Aber nicht vor Breslau trinken, Otto! Hörst Du? Nicht vor Breslau! Sonst ist sie auf einmal leer, und Du läufst Dir eine neue. Erst nach Breslau darfst Du die Flasche aus dem Papier wideln und trinken. Versprich es mir in die Hand, Otto!“

Otto verspricht es in die Hand. Otto fährt ab. Winkt ein Stückchen. Ruckst ins Abteil zurück und greift sofort nach der Flasche. Weht den Korkenzieher.

„Breslau ist weit“, denkt er, „meine Frau fern.“

Und er widelt die Flasche aus. Da aber liegt ein Zettel über dem Kork. Von seiner Frau geschrieben. Darauf steht: „Otto, was hast Du mir vor fünf Minuten versprochen? Wo bist Du, und wo ist Breslau?“

Tante Tutta laßt eine Gans. Auf dem Wochenmarkt.

Betaßt diese und jene. Hier ist ihr der Hals zu fett, dort die Brust zu mager. Hier zeigt der Würzel nicht die nötige Rundung, dort erscheint ihr der Rücken zu knochig. Sie sucht und sucht.

Da brummt das Marktweib: „Nun entscheiden Sie sich schon! Sie hätten auch keinen Mann bekommen, wenn er damals so fettlich gewesen wäre.“

Vor ein paar Jahren war ich bei meinem Freunde Wenker, dem Brodhausearbeiter, zu Gast auf Schloß Widdberg bei Uffenheim. Die Gegend ist dort noch etwas vorstädtlich. Nun gab es in Uffenheim und Uffenheim herum eine Unmasse der gelben Weinbergschnecken, die ich tagsüber sammelte und mit von der Hausfrau braten ließ. Das sprach sich herum, und eines Tages hörte ich im Uffenheimer Dorfgasthaus unbemerkt über eine Holzwaage Uffenheimer Bauern: „Der Wenker hat an Gast.“

„Ja.“

„Der solle nur recht lange hier bleibe!“

„Warum soll er denn bleibe?“

„Der freiset uns hier alle des Ungeziefers wegen.“

Welt u. Wissen

Die Herkunft der Brille. Während man früher annahm, daß es Brillen schon um das Jahr 2000 v. Chr. gegeben hat — man wollte Brillen im Königspalast von Knossos auf Kreta, am Berge Ida und in Sarraphagen Karthagos gefunden haben —, machen neuere Untersuchungen von Professor Dr. Graeff es wahrscheinlich, daß die Brille erst im zweiten Jahrtausend n. Chr. erfunden wurde. Brillen vor 1500 sind nicht erhalten geblieben und im alten Rom kannte man nur die vergrößernde Wirkung einer mit Wasser gefüllten Glasfugel, schrieb aber die Vergrößerung nicht der gekrümmten Fläche zu, sondern faßte sie als Wasserwirkung auf. Bekannte römische Schriftsteller, wie Cicero, Nepos u. a., klagten über die Abnahme der Sehkraft im Alter und daß die Ärzte kein Mittel dagegen wußten, erwähnen aber nichts über Lupen und Brillen. Erst als der im zweiten Jahrhundert n. Chr. lebende griechische Astronom und Mathematiker Ptolemäos in Alexandria erkannte, daß das Licht an gekrümmten Flächen gebrochen wird, waren die ersten Ansätze zur Entdeckung der Brille gemacht; aber erst um das Jahr 1300 wurden die Brillen mit konvexen Gläsern erfunden und zum erstenmal um diese Zeit in einem Erlass des hohen Rats von Venedig erwähnt. Ein von Raffael um 1517 gemaltes Porträt des Papstes Leo X. zeigt, daß um diese Zeit auch die Konkavgläser für Kurzsichtige bereits bekannt waren, da der Papst mit einem solchen Glas dargestellt wird.

Die größten Ströme der Erde sind der Mississippi in Nordamerika und der Nil in Afrika mit je 6000 Kilometer Länge. Es folgt der Amazonasstrom in Südamerika mit 5700 Kilometer, der Ob, der Genissei und der Jangtsekiang, alle drei in Asien, mit je 5200 Kilometer. Die Lena mißt 4600 Kilometer, der Amur 4480 Kilometer, der Kongo 4200 Kilometer, der Niger 4180 Kilometer und der Hoangho in China 4100 Kilometer. Der Lorentzstrom, der die sandigen Seen mit dem Atlantischen Meer verbindet, mißt 3820 Kilometer, der La Plata in Südamerika ist 3700 Kilometer lang. Erst jetzt kommt als größter europäischer Strom die Wolga mit 3700 Kilometer. Der Indus in Indien mißt 3180 Kilometer, der Ganges rund 3000 Kilometer. Der größte in Deutschland entspringende Strom ist die Donau mit 2860 Kilometer; dann kommt der Rio Grande del Norte, der Grenzfluß zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko, er ist 2750 Kilometer lang. Die gleiche Länge hat der Euphrat in Asien. Der Colorado in Nordamerika mißt 2700 Kilometer, der Sambesi in Afrika 2680 Kilometer, der Amu Darja in Asien 2200 Kilometer, der Orinoco im Nordwesten Nordamerikas, der den nördlichen Felsengebirgen entspringt, ist 2180 Kilometer lang. Dann kommt als drittgrößter europäischer Strom der Dnjepr mit 2150 Kilometer, der afrikanische Orange ist 2050 Kilometer lang. Der Limpopo oder Krokodilfluß im südlichen Afrika hat eine Länge von 1800 Kilometer, der Senegal eine solche von 1530 Kilometer. Außer den bereits genannten europäischen Strömen sei genannt der Don mit 1860 Kilometer, die Petchora mit 1580 Kilometer, der Ural mit 1500 Kilometer, der Rhein mit 1225 Kilometer, die Elbe mit 1156 Kilometer, die Weichsel mit 1050 Kilometer, die Oder mit 905 Kilometer und die Weser mit 710 Kilometer. Australien, das in diesem Zusammenhang bisher nicht erwähnt wurde, hat nur einen einzigen bedeutenden Strom, den Murray, mit 2500 Kilometer.